

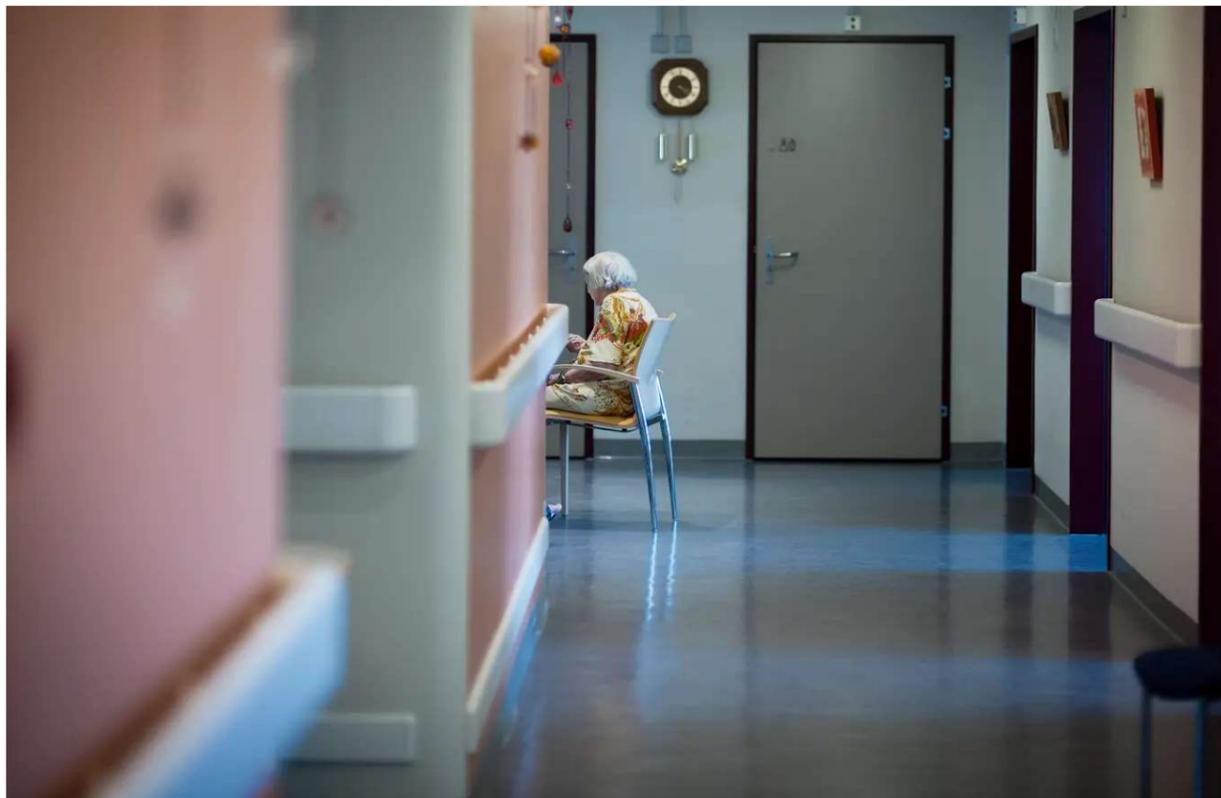
INTERVIEW

«Das Alter allein darf kein Kriterium sein, um Risikogruppen zu definieren»

Der Generationenforscher François Höpflinger befürchtet, dass in der Corona-Krise das Bild der Alters- und Pflegeheime leiden wird. Sozialpolitisch würden die Spannungen zwischen Alt und Jung sich verschärfen.

Erich Aschwanden

17.07.2020, 17.08 Uhr



Alters- und Pflegeheime müssen sich stärker vom normalen Leben abkoppeln, um das Coronavirus zu bekämpfen.

Adrian Baer / NZZ

Herr Höpflinger, Sie sind 72 Jahre alt. Mit dem Einbruch der Corona-Krise wurden Sie unvermittelt zu den Angehörigen der Risikogruppe gezählt. Was hat diese Einteilung bei Ihnen ausgelöst?

Wie vielen Altersgenossen ging es mir gegen den Strich. Auf einen Schlag wurde das Bild von den aktiven Alten zerstört. Aufgrund von verschiedenen Befragungen weiss man, dass sich rund 80 Prozent der 65- bis 74-Jährigen gesund fühlen. Diese aktiven Alten betrachten sich keineswegs als alt, sondern als gesund und ebenso innovativ und kreativ wie die 15- bis 24-Jährigen. Die Altersgrenze, die vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) definiert wurde, steht also im Gegensatz zu neuen Forschungsergebnissen der Gerontologie und Geriatrie.

Dann können Sie also verstehen, dass sich viele Ihrer Altersgenossen geärgert haben.

Die vom Bund vorgenommene Definition hat bei den aktiven, engagierten Babyboomern im Rentenalter richtiggehend Empörung ausgelöst, weil diese Einteilung ihrem Selbstverständnis widerspricht. Plötzlich waren

diese Menschen von allen Aktivitäten ausgeschlossen, die sonst zu ihrem Alltag gehören. Auf besonders grosses Unverständnis ist gestossen, dass generell alle Grosseltern zur Risikogruppe gezählt wurden. Dies, obwohl die meisten Grossmütter und Grossväter bei der Geburt des ersten Enkelkinds gar nicht 65 Jahre alt sind. Dies war der Tatsache geschuldet, dass sich Mitte März die Lage innert Tagen dramatisch zugespitzt hat. Angesichts des nahen Infektionsherdes Lombardei musste es schnell gehen, und da haben die Behörden auf alte Muster zurückgegriffen.

Wie kann man das klüger machen und die Risikogruppe differenzierter definieren, wenn zur Verhinderung einer zweiten Welle wieder Einschränkungen erlassen werden müssen?

Man müsste seitens des BAG eine Checkliste erstellen, in der massgebende Vorerkrankungen definiert werden. Dazu gehören Diabetes, Bluthochdruck, Herz-Kreislauf-Krankheiten, Asthma und andere Faktoren. Doch das Alter allein darf dabei kein Kriterium sein, um Risikogruppen zu definieren.

Obwohl diese Risikogruppe abgeschottet wurde, gab es in Schweiz relativ viele Todesfälle in Alters- und Pflegeheimen. Welche Fehler haben die Verantwortlichen in diesen Einrichtungen gemacht?

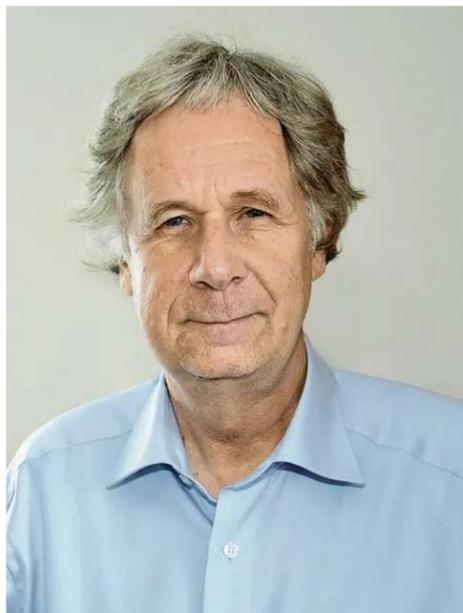
Man hat die Lage zu Beginn der Pandemie krass unterschätzt und war in den Heimen schlecht vorbereitet. Das hat sich nicht zuletzt daran gezeigt, dass es in den ersten Wochen an Schutzmaterial gefehlt hat. Doch bei der Analyse muss man aufpassen. Es ist ja nicht so, dass alle Pflegeheime von Covid-19-Fällen betroffen waren. Allerdings war dort, wo das Virus tatsächlich zugeschlagen hat, eine gewisse Überforderung festzustellen. Dass es in Krisensituationen nicht reibungslos klappt, ist keine neue Erfahrung. In den letzten Jahren haben auch Grippewellen oder Hitzesommer in den Heimen viele Tote gefordert.

Worauf ist das zurückzuführen?

Bisher verfolgte man in diesen Institutionen eine Strategie der Offenheit. Ein Pflegeheim sollte eine Einrichtung des normalen Lebens sein, die gegen aussen offen ist. Das war nach dem Ausbruch der Pandemie nicht mehr möglich. Nachdem man festgestellt hatte, dass nur eine Abschottung gegen aussen die Verbreitung des Virus stoppen kann, bekam man die Situation rasch in den Griff. Die hohe Zahl der Toten in Pflegeheimen ist in der Schweiz auch darauf zurückzuführen, dass viele erkrankte Heimbewohner nicht mehr ins Spital eingeliefert werden wollten, sondern lieber im Heim gestorben sind.

Was lässt sich aus den gemachten Erfahrungen lernen?

Pflegeheime müssen sich stärker vom normalen Leben abkoppeln. Das ist notwendig und gehört zu den Massnahmen der sozialen Distanzierung, die gegenwärtig mithelfen, die Verbreitung des Virus zu stoppen und Leben zu retten. Dieser Prozess wird nicht einfach sein. Einerseits müssen



PD

Demenzkranke und andere besonders gefährdete Gruppen speziell geschützt werden. Andererseits gibt es in vielen Pflegeheimen auch gesunde Rentner, die in betreuten Wohnungen leben und am normalen Leben teilhaben wollen. Insgesamt hat die Corona-Pandemie zur Folge, dass sich das Bild des Pflegeheims negativ entwickeln wird. Die Pflege zu Hause wird künftig noch mehr an Bedeutung gewinnen. Doch auch bei der Spitex und der ambulanten Krankenpflege sind die Distanzregeln einzuhalten. Auch dort kommt man an Grenzen. Es geht um ein Abwägen zwischen Sicherheit und Lebensqualität. Wie in allen

Bereichen des Lebens kommt man bei der Pflege nicht so schnell zur Normalität zurück.

Sie selbst sind Grossvater. Wie stark hat es Sie getroffen, dass Sie Ihre Enkel während Wochen nicht sehen durften?

Unsere Enkelkinder sind glücklicherweise in einem Alter, in dem sie nicht mehr betreut werden müssen. Über digitale Kanäle wie Skype konnten wir den Kontakt über diese doch nicht allzu lange Zeit gut pflegen. Generell stelle ich fest, dass man während der Corona-Krise die bestehenden Kontakte gut pflegen kann. Wir haben Freunde in England, die man normalerweise nur einmal im Jahr trifft. Schwieriger wird es, wenn die Bekanntschaften nicht so eng sind. Schwierig ist es auch, neue Menschen kennenzulernen.

Hat die Corona-Pandemie bereits Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen den Generationen gehabt?

Es hat sicher unerfreuliche Vorfälle gegeben. So wurden während des Lockdowns ältere Personen angeschnauzt, weil sie als Angehörige der Risikogruppe einkaufen gingen. Kurzfristig wurden die Beziehungen zwischen den Generationen jedoch eher gestärkt. In der Nachbarschaft hat man sich endlich kennengelernt und hat sich dann gegenseitig unterstützt. Eine Untersuchung aus der Region Zürich hat gezeigt, dass Teenager, die zu Hause unterrichtet wurden, dadurch ein besseres Verhältnis zu ihren Eltern haben. Man hat begriffen, dass man in der Familie zusammenrücken muss. Wenn die Phase des engeren Kontaktes in der Wohnung nicht zu lange dauert, ist das nicht so dramatisch.

Doch während des Lockdowns gab es auch gehässige Töne. So wurden die Interessen der Wirtschaft aufgewogen gegenüber den Lebensjahren der Alten, die man durch diese einschneidende Massnahme schützen wollte.

In gewissen Ländern, etwa in den USA, ist diese Diskussion immer noch virulent. In der Schweiz und den anderen europäischen Ländern ist dieser Diskurs nach zwei bis drei Wochen wieder abgeflaut. Es hat sich rasch

gezeigt, dass die schwedische Strategie nicht aufgehen kann. Dieses Land hat mit seinen wenig einschneidenden Massnahmen ja mehr Todesfälle zu verzeichnen als die Nachbarn. Vielleicht profitiert Schweden dadurch von einer höheren Immunitätsrate. Doch wirtschaftlich wurde Schweden gleich hart getroffen wie Länder, die einen Lockdown verordnet haben. Es hilft also nichts, wenn man die Risikogruppe opfert.

Die Corona-Krise ist noch längst nicht ausgestanden. Welche längerfristigen Konsequenzen könnten die wirtschaftlichen Schwierigkeiten auf das Verhältnis zwischen Alt und Jung haben?

Sozialpolitisch gibt es durchaus Konfliktpotenzial. Die ältere Bevölkerung ist epidemiologisch stärker bedroht, aber durch die Renten wirtschaftlich abgesichert. Das Risiko für eine schlecht laufende Wirtschaft tragen deshalb die Jungen. Angesichts dieses Ungleichgewichts werden Forderungen nach Rentenkürzungen oder Ähnliches zur Diskussion gestellt. Avenir Suisse hat ja bereits eine Analyse gemacht, wie sich die Covid-19-Pandemie auf die Sozialwerke auswirkt.

Im Raum steht auch die Forderung nach einem Solidaritätsbeitrag der älteren Generation zur Bewältigung der Krise.

Diese Idee finde ich nicht schlecht. Mit der Sammlung der Glückskette geht man ja in diese Richtung und sorgt gewissermassen freiwillig für Solidarität mit den Betroffenen. Eine weitere Idee ist die Einführung einer Erbschaftssteuer. Ausserdem wird die Diskussion über die Erhöhung des Rentenalters sicher noch virulenter werden. Doch dabei handelt es sich um längerfristige Reformen, die nicht von heute auf morgen umzusetzen sind. In Staaten, in denen die ältere Bevölkerung Reformen und Innovationen nicht konsequent blockiert wie in der Schweiz, betrachte ich das Risiko für wirtschaftliche Verwerfungen eher als gering. Probleme sehe ich eher für das Zusammenleben.

Inwiefern?

Es könnte sein, dass zwischen der organisierten Spasskultur und der etablierten Sinnkultur eine Kluft aufbricht. Doch dies muss nicht unbedingt zwischen Jung und Alt sein, sondern kann sich zwischen globalen und lokalen Anbietern oder zwischen Stadt und Land abspielen. Letztlich geht es um die Auseinandersetzung zwischen Strukturhaltung und Innovation.

Inzwischen stehen bei den Diskussionen um die Covid-19-Pandemie nicht mehr die älteren Menschen im Mittelpunkt. Es sind vielmehr die Jungen, die sich an den Pranger gestellt sehen, weil sie Party machen und in Klubs das Virus verbreiten. Haben Sie Verständnis dafür, dass Ermahnungen bei dieser Generation nicht viel bewirken?

Diese Ermahnungen kommen ja meist nicht von Rentnern, sondern von den Angehörigen der mittleren Generation. Das ist typisch. Immer wenn

die Erwachsenen Angst haben um die Zukunft, wird das Bild der Jugendlichen schlechter. In Krisenzeiten wird die Jugend zur Projektionsfläche für Bedrohungen. Dann heisst es jeweils, die Jugendlichen würden sich mit Alkohol und Drogen zugrunde richten. Solche Strategien werden benutzt, um die Jugend wieder ein wenig zu disziplinieren.

Wenn wir einen Blick auf die bisherige Krisenbewältigung werfen, wie gut hat die Schweiz im internationalen Vergleich abgeschnitten?

Länder, die über eine stabile Zivilgesellschaft verfügen und in denen das Vertrauen in die staatlichen Institutionen hoch ist, werden die Pandemie besser bewältigen als autoritäre Regime. Dort wird der Verlust des Vertrauens in die Politik die Krise noch zusätzlich anheizen. Die Staaten in Mittel- und Nordeuropa sind auf einem guten Weg, während es in den USA und den mittel- und südamerikanischen Ländern noch zu vielen Verwerfungen kommen wird. Insgesamt hat die Schweiz die Situation bisher gut gemeistert, obwohl sie nahe am Krisenherd Norditalien liegt. Man hat partei- und institutionenübergreifend rasch einen Konsens gefunden. Die Diskussionen über die Wirksamkeit von Schutzmassnahmen und anderes sind erst aufgeflammt, als die grösste Gefahr schon vorbei war.

François Höpflinger



Doyen der Generationenforschung

François Höpflinger ist der Doyen der Generationenforschung in der Schweiz. Der 72-Jährige war während vieler Jahre als Professor für Soziologie an der Universität Zürich tätig und ist immer noch Mitglied der akademischen Leitung des Zentrums für Gerontologie. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Generationenbeziehungen und Generationenverhältnisse, Pflege im Alter, Arbeit in späteren Lebensphasen sowie Wohnen in der zweiten Lebenshälfte.

Mehr zum Thema



Nach Corona-Toten am Zürichsee: Kommt nun wieder ein striktes Besuchsverbot in Altersheimen?

Der Covid-19-Ausbruch in einem Seniorenzentrum in Männedorf und in einem weiteren Altersheim könnte der Vorbote für ein erneutes generelles Besuchsverbot in der Langzeitpflege sein. Medizinethikerinnen wollen dies um jeden Preis verhindern.

Dorothee Vögeli 13.07.2020



Es ist die Frage, die die Absurdität mancher Notmassnahme offenbart: Wollt ihr denn ewig leben?

Die Medien überdrehen. Die Politik masst sich alles an. Die Intellektuellen stimmen in den Mainstream ein. Auf der Strecke bleiben die realistischen Gegenstimmen im Angesicht der Corona-Pandemie.

Georges Bindschedler 17.04.2020



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.